

Lebensläufe im 20. Jahrhundert

Herausgegeben von Jörg Später
und Thomas Zimmer



WALLSTEIN VERLAG



Inhalt

JÖRG SPÄTER UND THOMAS ZIMMER	
Einleitung	7
DIRK VAN LAAK	
Jan Christiaan Smuts und die Ambivalenz historischer Größe	15
SHULAMIT VOLKOV	
Walther Rathenau und die Suche nach dem kapitalistischen Utopia	37
JÖRN LEONHARD	
Thomas Mann, Ernst Troeltsch und die Demokratisierung des Bürgertums im Ersten Weltkrieg.	57
ISABEL HEINEMANN	
Margaret Sanger und die Geburt der Geburtenkontrolle	77
ANSELM DOERING-MANTEUFFEL	
Wilhelm Kreis und die deutsch-monumentale Moderne	97
STEFANIE MIDDENDORF	
Hans Schäffer und die bürokratische Existenz im Finanzkapitalismus	115
FRANZISKA AUGSTEIN	
Jorge Semprún und das Renegatentum	137
ARVID SCHORS	
Georg Stefan Troller und das katastrophische Glück eines Emigrantenslebens	149

- 7 Rathenaus zweite Monographie erschien kurz nach der Veröffentlichung von *Zur Kritik der Zeit* im Herbst 1913 unter dem Titel *Zur Mechanik der Geistes*; später fügte er den Untertitel *Vom Reich der Seele* hinzu. Vgl. *Walther Rathenau Gesamtausgabe* (im Folgenden GA), Band II, hg. von Alexander Jaser, Clemens Pick und Ernst Schulin, Düsseldorf 2006, 105-295.
- 8 Vgl. Hans-Dieter Hellige, »Generationskonflikt, Selbsthaß und Entstehung antikapitalistischer Positionen im Judentum«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 5 (1979), 476-518.
- 9 GA, Bd. II, 295.
- 10 Die Zitate in diesem Absatz stammen aus der zweiten Auflage des Buches, Berlin 1918, 18, 29, 66, 186, 245, 298, 341, 345.
- 11 Vgl. Rathenau *Gesammelte Schriften*, Bd. 5, 179-261. Zitat auf 261.
- 12 Ebenda, 200.
- 13 Ebenda, 231.
- 14 Nicht datierter Brief, Ende 1907 oder Anfang 1908, in GA, Bd. VI, 869-870.
- 15 Dieser Artikel vom 7. Oktober wurde nachgedruckt in *Gesammelte Schriften*, Bd. 6, 258-261.
- 16 GA, Bd. II, 765.
- 17 GA, Bd. V, 2, 2084.
- 18 Walther Rathenau, *Briefe*, Dresden 1927, Bd. 2, 89.
- 19 GA, Bd. II, 853.

JÖRN LEONHARD

Thomas Mann, Ernst Troeltsch und die Demokratisierung des Bürgertums im Ersten Weltkrieg

»Erinnern wir uns des Anfangs – jener nie zu vergessenden ersten Tage, als das nicht mehr für möglich Gehaltene hereinbrach! Wir hatten an den Krieg nicht geglaubt, unsere politische Einsicht hatte nicht ausgereicht, die Notwendigkeit der europäischen Katastrophe zu erkennen. Als sittliche Wesen aber – ja, als solche hatten wir die Heimsuchung kommen sehen, mehr noch: auf irgendeine Weise ersehnt; hatten im tiefsten Herzen gefühlt, dass es so mit der Welt, mit unserer Welt nicht mehr weitergehe. [...] Gor und stank sie nicht von den Zersetzungsstoffen der Zivilisation?« Diese Kriegsdeutung, formuliert von Thomas Mann in seinen »Gedanken im Kriege«, griff auf ein Leitmotiv des August 1914 zurück. Wie bei vielen Intellektuellen stand bei ihm die Idee einer nationalen Schicksalsgemeinschaft im Vordergrund, in der alle Spannungsmomente der deutschen Gesellschaft aufgehoben seien. Als Grunderfahrung seiner Generation schien ihm »der nie erhörte, der gewaltige und schwärmerische Zusammenschluss der Nation in der Bereitschaft zu tiefster Prüfung – einer Bereitschaft, einem Radikalismus der Entschlossenheit, wie die Geschichte der Völker sie vielleicht bisher nicht kannte«.¹

Der August 1914 schuf in der deutschen Gesellschaft zumindest kurzzeitig eine Deutungsgemeinde im akademisch sozialisierten Bürgertum und den persönlichen Netzwerken vieler Intellektueller, die sich besonders intensiv mit den Belastungen und Potentialen von Nationalstaat, Industriegesellschaft und Moderne auseinandergesetzt hatten. Thomas Mann wie auch der Theologe Ernst Troeltsch nahmen innerhalb dieser hoch vernetzten geistigen Elite eine je besondere Position ein: Mann als aufstrebender Schriftsteller mit dem besonderen Ehrgeiz, als deutscher Nationaldichter anerkannt zu werden, Troeltsch als Theologe und Kulturphilosoph, der bewusst die Brücke zwischen Wissenschaft und

konkretem politischem Wirken beschritt, was Mann in absichtsvoller Stilisierung des Unpolitischen ablehnte. Für beide bedeutete der Krieg eine biographische wie nationale Zäsur, die sich durch ihre publizistische Tätigkeit nach 1918 noch steigerte. Beide beteiligten sich seit August 1914 am Kulturkrieg der europäischen Intellektuellen mit eigenen Beiträgen zur Spezifik der deutschen Moderne. Doch nur wenige Jahre später mussten sie die dramatischen Erfahrungsumbrüche von Krieg und Niederlage sowie die Herausforderung von Revolution und Demokratisierung verarbeiten und gelangten dabei zunächst zu unterschiedlichen Antworten. Beide Biographien repräsentierten unterschiedliche Wege bürgerlich-intellektueller Eliten in die Demokratie nach 1918. Für eine Diskussion des deutschen Modernisierungspfades im 20. Jahrhundert auch jenseits eines eigenen Sonderwegnarrativs sind diese beiden Lebensläufe zwischen 1914 und dem Anfang der 1920er Jahre exemplarisch.

Troeltsch erklärt den Krieg

Am 2. August 1914 nahm der Heidelberger Historiker Hampe an einer von Stadt und Universität veranstalteten Versammlung in der Stadthalle teil. Von der Versammlung berichteten die *Heidelberger Neuesten Nachrichten* am nächsten Tag, »dass alle Schichten der Bevölkerung vertreten waren, vom einfachen Arbeiter bis zum Gelehrten, vom einfachen Soldaten bis zum hohen Offizier«. Den größten Eindruck machte auf Hampe wie auf die meisten Anwesenden eine Rede von Ernst Troeltsch.² Seit 1894 in Heidelberg als Professor für Systematische Theologie tätig, hatte er sich in seinen Werken vor 1914 immer wieder mit der Frage auseinandergesetzt, wie die Weltreligionen, und zumal der Protestantismus, an der Herausbildung einer spezifischen europäischen Moderne mitgewirkt haben. Als einen wichtigen Teil dieser Moderne begriff Troeltsch auch den Nationalstaat, der als Instrument der imperialen Expansion wirke und damit die Stärke und den Behauptungswillen der eigenen Nation im internationalen Wettbewerb beweise. Aber der Theologe hatte in seinem 1913 erschienenen Aufsatz »Das Neunzehnte Jahrhundert« ebenso argumentiert, dass zum

Wesen des Nationalstaates die Demokratisierung nach innen sowie die kapitalistische Lebensform gehörten, die er sich nur als »Internationalität des Kapitals und der Wirtschaft« vorstellen konnte.³

Angesichts des Kriegeausbruchs betonte Troeltsch nun die besonderen Leistungen des deutschen Nationalstaats von 1871, seine wirtschaftliche Kraft und die Ausstrahlungen seiner bürgerlichen Kultur in alle Teile der Gesellschaft hinein. Zugleich warnte er vor den »großen Friedenstäuschungen« und der Annahme, dass der allgemeine Fortschritt »von selber mit Notwendigkeit durch die Macht des Geistes vorwärtstreibe«. Vielmehr komme »stets der Punkt, wo diese geistige Entwicklung verteidigt und behauptet werden muss durch entschlossene Tat und den Einsatz des Lebens«. Dieser geschichtsnotwendige Wechsel zwischen Frieden und Krieg schien für Troeltsch wie für sein zumeist bildungsbürgerliches Publikum ein Leitmotiv der deutschen Geschichte zu sein. Er erlaubte es, den gerade beginnenden Krieg als den dritten Schlesienschen Krieg nach 1740-1742 und 1744/45 zu interpretieren und damit die Selbstbehauptung des deutschen Nationalstaates gegen »Neid und Hass der Fremden« mit dem Kampf Friedrichs des Großen gegen eine aus Österreich, Frankreich und Russland gebildete Allianz im 18. Jahrhundert zu vergleichen. Der Feind stand für ihn dabei weniger in Frankreich als in Russland. Troeltsch behauptete ein generelles Zivilisationsgefälle zwischen Deutschland und dem Osten Europas. Die Unfreiheit und Barbarei der Slawen mache die ungleiche Allianz der Gegner von vorneherein unglaubwürdig.⁴

War es 1870/71 um den Abschluss der Nationalstaatsbildung gegangen, so stehe nun »Sein und Leben« der Nation und die Sicherung des Erreichten im Zentrum. Für Troeltsch war das untrennbar verknüpft mit der »inneren Freiheit des deutschen Bürgers«, die es gegen die Unfreiheit des zaristischen Russlands zu schützen gelte. Daneben müsse die Freiheit in Deutschland selbst ausgestaltet und damit der Anspruch des Kaiserreichs auf politische Modernität untermauert werden. Deshalb erinnerte der Heidelberger Theologe daran, dass dieser Krieg mit den von allen zu tragenden Opfern die äußere Freiheit ebenso wie die gleiche politische Teilhabe für alle Deutschen mit sich bringen müsse: »Wir bringen die Dauer unseres Vaterlandes und den Sieg der Freiheit nach Hause, der Freiheit nicht nur vom zaristischen Absolutismus, sondern auch

der inneren Freiheit des deutschen Bürgers.« Aus dem unifizierenden Kriegsoffer leitete er die Vision einer nationalen Gemeinschaft jenseits der überkommenen Klassenkonflikte ab, denn der gemeine Mann werde die »Notwendigkeit der Disziplin und Einigkeit nicht nur für den Klassenkampf der Agrarier oder Handarbeiter, sondern für die Gesamtheit der Nation« begreifen. Hier knüpfte Troeltschs Idee einer besonderen deutschen Konzeption der Freiheit an, die ihn zu einem der Protagonisten deutscher »Kulturwerte« gegenüber den Feinden im Osten und Westen machte, was in seiner 1916 publizierten Schrift »Die deutsche Idee von der Freiheit« besonders deutlich werden sollte.

Bemerkenswert war im August 1914 nicht nur die typisch liberale Erwartung von politisch-konstitutionellen Fortschritten und sozialer Versöhnung im Zeichen des Krieges. Wie viele andere Vertreter des Bürgertums setzte Troeltsch darauf, dass es in diesem Krieg auch um eine spezifische Modernität Deutschlands und seine Errungenschaften als Nationalstaat seit 1871 gehe. Zugleich erkannte der Heidelberger Theologe in diesem Krieg auch ein widersprüchliches Nebeneinander von Rationalität, Planung und Sachverstand einerseits und einen Einbruch des Irrationalen, Unberechenbaren andererseits. Diese Schlacht werde nicht länger mit den poetischen Waffen und im Zeichen ritterlicher Kampfetiken des frühen 19. Jahrhunderts ausgetragen, sondern mit neuen Maschinenwaffen: »Es sind die technischen, mühseligen Waffen des modernen Krieges mit unendlicher Vorbereitung und Berechnung, mit der Unsichtbarkeit des Gegners und der Bedrohtheit aus unbekanntem Richtungen, mit der verwickelten Fürsorge für ungeheure Massen und einem gewaltigen Sicherungs- und Deckungsdienst. Es sind Waffen der Berechnung, der Besonnenheit, der Ausdauer, und nur an einzelnen Höhepunkten gibt es das dramatische Heldentum, nach dem die Seele der Jugend lechzt.« Der Krieg stellte für Troeltsch alle überkommenen bürgerlichen Sekuritätsversprechen, die auf Rationalität beruhenden sozialen und staatlichen Ordnungsstrukturen aus dem 19. Jahrhundert und damit auch die Basis bürgerlicher Kultur in Frage: »So zerbrechen auch uns heute alle rationellen Berechnungen. Alle Kurszettel und Kalkulationen, die Versicherungen und Zinsberechnungen, die Sicherstellungen gegen Unfälle und Überraschungen, der ganze kunstreiche Bau un-

serer Gesellschaft hat aufgehört, und über uns allen liegt das Ungeheure, das Unberechenbare, die Fülle des Möglichen.«⁵ Bei aller Zuspitzung von nationalen Selbstentwürfen und Feindbildern analysierte Troeltsch um- und klarsichtig die technischen Veränderungen und die Unsicherheiten, welche der gesellschaftliche Wandel mit sich brachte, und reflektierte viele Aspekte der militärischen, politischen und sozialen Erfahrungsumbrüche des Krieges.

Thomas Mann liebt die sonderbare Nation

Während sich Troeltsch jedoch bereits seit Ende 1916 von diesen Positionen im Kulturkrieg zu distanzieren begann, hielt kaum ein deutscher Schriftsteller so vehement an der Vorstellung eines deutschen Sonderbewusstseins und der ideologisch-kulturellen Gegnerschaft zum Westen fest wie Thomas Mann. Gleich zu Beginn des Krieges mit 39 Jahren ausgemustert, war er 1914 auf der Suche nach der Rolle des Schriftstellers und einer nationalen Aufgabe für sich selbst in diesem Krieg. Mit seinen Schriften, von den »Gedanken im Kriege« im Herbst 1914 bis zu den »Betrachtungen eines Unpolitischen« von 1918, versuchte er sich als Nationalchriftsteller zu stilisieren. Dieser Prozess wurde durch den Streit mit seinem Bruder Heinrich erheblich beschleunigt. Zugleich beleuchtete dieser Konflikt weit über den Bruderzwist hinaus die unterschiedlichen Perspektiven auf den Zusammenhang zwischen Krieg, nationalem Selbstbild und Demokratisierungschance. Heinrich, der sich in Romanen wie *Der Untertan* kritisch mit dem Wilhelminismus auseinandergesetzt und aus seiner Parteinahme für den von ihm idealisierten französischen Republikanismus keinen Hehl gemacht hatte, fand seit Beginn des Krieges kaum mehr einen Verleger, der bereit war, seine Schriften zu veröffentlichen. Seinem Bruder Thomas, der im Pathos der Kriegsbegeisterung am 7. August 1914 seine »tiefste Sympathie für dieses verhasste, schicksals- und rätselvolle Deutschland« betont hatte, antwortete Heinrich im Spätjahr 1914 in der *Neuen Rundschau* kühl, dass dieses Deutschland den Krieg verlieren werde.

In seinen »Gedanken im Kriege« hatte Thomas Mann den Gegensatz zwischen Kultur und Zivilisation als Markstein für eine

deutsche Sonderstellung in der Welt zugespitzt. Er identifizierte »Kultur« mit »Geschlossenheit, Stil, Form, Haltung, Geschmack« und »geistiger Organisation«. »Zivilisation« hingegen verweise auf »Vernunft, Aufklärung, Sänftigung, Sittlichung, Skeptisierung, Auflösung – Geist«. Zugespitzt wurde dieser Kontrast in den Begriffen westlicher »Politik« und deutscher »Moral«. Diese Polarisierung erwies sich langfristig als besonders wirkungsvoll, und sie sollte seit 1917 die Abwendung von westeuropäischen und transatlantischen Politikmodellen bestimmen.⁶ Auch Manns eigenes Grundproblem, die Kluft zwischen Künstler und Bürger, die noch seine Vorkriegs-Novelle *Tod in Venedig* geprägt hatte, schien mit diesem Krieg gelöst. Gegen die englischen Vorwürfe gewandt, die früheren deutschen Kulturleistungen würden jetzt von der Barbarei der Kriegsführung überschattet, bestand Mann darauf, dass Krankenhäuser und Volksschulen, Universitäten und Eisenbahnen ebenso wie die modernen Waffen Ausdruck der kulturellen Leistungen Deutschlands seien. Einen Gegensatz zwischen Kultur und Militär könne es also gar nicht geben. Mann beharrte wie Troeltsch auf der besonderen Modernität Deutschlands, das mit seinen Sozialversicherungen »ja in Wahrheit ein viel modernerer Staat« sei als »die unsauber plutokratische Bourgeois-Republik« Frankreichs. Auch Deutschlands »soziales Kaisertum« stelle ein überzeugenderes Fortschrittsmodell dar als der »irgendein Advokaten-Parlamentarismus, der, wenn er in Feierstimmung gerät, noch immer das Stroh von 1789 drischt«. Der Gegensatz zwischen den deutschen Werten von 1914 und den französischen *idées de 1789* war dabei nicht nur gegen Frankreich, sondern ebenso gegen den Bruder und dessen frankophilen Neigungen gewandt.⁷

Die politische Aufladung dieses Gegensatzes lief bei Thomas Mann auf ein genuin deutsches Fortschrittsverständnis hinaus, das sich grundsätzlich von dem Frankreichs wie Englands unterscheidet: »Eines ist wahr: Die Deutschen sind bei weitem nicht so verliebt in das Wort ›Zivilisation‹, wie die westlichen Nachbarnationen; sie pflegen weder französisch-renommistisch damit herumzufucheln, noch sich seiner auf englisch-bigotte Art zu bedienen. Sie haben ›Kultur‹ als Wort und Begriff immer vorgezogen – warum doch? Weil dieses Wort mehr menschlichen Inhalts ist, während wir beim ändern einen politischen Einschlag und Anklang spüren.«

Weil Deutschland ein »Volk der Metaphysik, der Pädagogik und der Musik«, ein »moralisch orientiertes Volk« sei, habe es sich auch »im politischen Fortschritt zur Demokratie, zur parlamentarischen Regierungsform oder gar zum Republikanismus zögernder und uninteressierter gezeigt als andere«. Diese besondere Haltung könne vom »Soldatentum« gar nicht getrennt werden, und während andere Nationen »völlig die Gestalt der zivilen Gesittung« annähmen, sei der »deutsche Militarismus in Wahrheit Form und Erscheinung der deutschen Moralität«.⁸

Im Jahr 1915 dann spitzte Thomas Mann diese Leitmotive des Kulturkriegs zu, jetzt aber verstärkt durch die offene Auseinandersetzung mit seinem Bruder Heinrich. Den Ausgangspunkt dafür bot noch einmal die Auseinandersetzung um die deutschen »Ideen von 1914« und die französischen »idées de 1789« sowie die ihr zugrundeliegenden geschichtspolitischen Argumente. Der Bruderkonflikt zwischen den Heinrich und Thomas erschien vor diesem Hintergrund als Konflikt zwischen westeuropäischen Demokratievorstellungen und dem von Thomas Mann vertretenen Rückzug auf Kultur und Mittellage Deutschlands. Er rechtfertigte die deutsche Kriegspolitik mit einem Verweis auf Friedrich den Großen in der Situation Preußens am Beginn des Siebenjährigen Krieges. Der Besetzung Belgiens durch deutsche Truppen im August 1914 entsprach demnach der preußische Angriff auf das neutrale Sachsen von 1756. Mann begründete dies ausdrücklich mit dem Recht eines aufstrebenden Staates, der seiner historischen Mission folgen müsse. »Sein Recht war das Recht der aufsteigenden Macht, ein problematisches, noch illegitimes, noch unerhärtetes Recht, das erst zu erkämpfen, zu schaffen war ... Nur wenn sich durch den Erfolg herausstellte, dass er der Beauftragte des Schicksals war, nur dann war er im Recht und war immer im Recht gewesen.«⁹ Und zu diesem Recht gehörte eben auch ein »Angriffskrieg«.

Der Bruder läuft zum Feind über

Für Heinrich Mann waren diese Bezüge dagegen längst brüchig geworden. Allerdings stand seine Idealisierung Frankreichs der von Preußen durch seinen Bruder in nichts nach. Das republikanische

Erbe der Französischen Revolution von 1789 nutzte Heinrich als Kontrastfolie, um die Bereitschaft des deutschen Bürgertums zu kritisieren, sich einem autoritären Staat unterzuordnen. Hinter dem vermeintlich modernen Charakter der deutschen Gesellschaft des Kaiserreichs erblickte er lediglich eine Mischung aus aggressivem Nationalismus und materieller Fortschrittsfixierung, auf die sich seiner Ansicht nach auch die Sozialdemokraten und die Gewerkschaften einseitig eingelassen hatten. 1915 veröffentlichte Heinrich Mann in der Monatszeitschrift *Die Weißen Blätter* einen Essay über Émile Zola, der in seinem Einsatz für den zu Unrecht verurteilten jüdischen Hauptmann Dreyfus zum Helden der Demokraten und entschiedenen Republikaner geworden war. Nur vordergründig ging es Heinrich Mann um den Kampf Zolas gegen das Regime Napoleons III. vor 1870, um die politischen und sozialen Zustände Frankreichs in den 1850er und 1860er Jahren und den Wechsel zur demokratischen Republik, der in der Folge der militärischen Niederlage gegen Preußen-Deutschland 1870/71 erfolgt war. Jedem deutschen Leser war 1915 bewusst, dass der Schriftsteller mit Hilfe des autoritären Regimes Napoleons III. die deutsche Situation ein Jahr nach Kriegsausbruch kommentierte.

Die Niederlage des französischen Kaiserreichs 1870 interpretierte Heinrich Mann als demokratisch-republikanischen Neuanfang: »Demokratie aber ist hier ein Geschenk der Niederlage. Das Mehr an allgemeinem Glück, die Zunahme der menschlichen Würde, Ernst und Kraft, die wiederkehren, und eine Geistigkeit, bereit zur Tat: Geschenke der Niederlage.« Sieg und Niederlage wurden für Mann zu Chiffren für den inneren Zustand der Gesellschaft: »Wer die Wahrheit hat, erwirbt den Sieg. Niederlage ist eine Bestätigung, dass ihr in Lüge lebtet. [...] Niemand im Grunde glaubt noch an das Kaiserreich, für das man doch siegen soll. Man glaubt zuerst noch an seine Macht, man hält es fast für unüberwindlich.« Macht müsse auf dem Recht gründen, sonst werde der Begriff des Vaterlandes entwertet: »jetzt sind die Unterdrücker wirklich, was zu sein sie so lange frech behaupteten: das Vaterland! Nicht nur mit kämpfen müsst ihr für sie, die das Vaterland sind, ihr müsst mit fälschen, mit Unrecht tun, müsst euch mit beschmutzen. Ihr werdet verächtlich wie sie. Was unterscheidet euch noch von ihnen? Ihr seid besiegt noch vor der Niederlage.«¹⁰ Heinrich

wie Thomas Mann standen auf dem Höhepunkt ihrer Geschwisterfehde für gegensätzliche Lesarten des Kaiserreichs und Preußens wie der Dritten Französischen Republik. Der Konflikt spitzte die Dichotomie zwischen dem Politischen und dem Unpolitischen, zwischen Zivilisation und Kultur, Gesellschaft und Gemeinschaft aus dem Beginn des Kulturkrieges zu. Vor allem übertrug sie die Auseinandersetzung zwischen Vertretern unterschiedlicher Kriegsgesellschaften aus dem Sommer 1914 auf eine innerdeutsche Debatte – genau darin antizipierte sie die erbitterten Kontroversen, die sich seit 1917 und erst recht seit Herbst 1918 um die Demokratie als Chance eines deutschen Neuanfangs oder als von außen aufgezwungene Ordnung entwickeln sollte.

Kriegswende, Kriegsende und Revolution

Bei seinem Bruder Thomas blieb die Abwertung des Westens auch in den folgenden Jahren das entscheidende Motiv. Als sich am Ende des globalen Schlüsseljahres 1917 in Umrissen der von dem amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson verkörperte Zusammenhang zwischen Friedensordnung und weltweiter Ausbreitung der Demokratie abzeichnete, reagierte Thomas Mann durchweg ablehnend. In seiner antiwestlichen Skepsis sprach er im Dezember dieses Jahres zugleich ein Grundproblem der künftigen Friedenssondierungen im Namen der Moral an: »Weltfriede ... Wir Menschen sollten uns nicht allzu viel Moral einbilden. Wenn wir zum Weltfrieden, zu einem Weltfrieden gelangen – auf dem Wege der Moral werden wir nicht zu ihm gelangt sein. Scheidemann sagte neulich, die Demokratie werde auf Grund der allgemeinen Erschöpfung reißende Fortschritte machen. Das ist nicht sehr ehrenvoll für die Demokratie – und für die Menschheit auch nicht. Denn die Moral aus Erschöpfung ist keine so recht erbauliche Moral.«¹¹

Bis Ende 1916 hielt auch Ernst Troeltsch an der Idee einer spezifischen deutschen Freiheitsidee im Gegensatz zu den Gesellschaften der Entente fest. In seiner Rede »Die Ideen von 1914«, die er 1916 vor der Deutschen Gesellschaft von 1914 hielt, formulierte er ein deutsches Staatsverständnis in markanter Abgrenzung zu französischen und britischen Politikvorstellungen. Deutschland verkörperne

einen historisch entwickelten idealistischen Freiheitsbegriff. Ihm entsprächen jene Staatsinstitutionen, die sich unter den Bedingungen des Krieges vom Zwang der Nachahmung vermeintlicher westeuropäischer Vorbilder lösten: »Das Jahr 1914 muss einen Fortschritt in der Freiheit bedeuten, aber diese Freiheit wird von französischen und englischen Nachahmungen sich lösen und eine deutsche Freiheit sein, die in erster Linie Sache der Gesinnung und des Lebensstiles, dann aber auch der klar erkennbare Geist unserer öffentlichen Einrichtungen sein muss. Die Westeuropäer mögen dazu sagen, was sie wollen.«¹² Den utilitaristischen Prinzipien der Repräsentation in Frankreich und Großbritannien hielt er eine besondere deutsche Gemeinschafts- und Pflichtethik entgegen. Die deutsche Freiheit bedeute eben nicht »Hervorbringung des Regierungswillens aus der Summierung der Einzelwillen und nicht die Kontrolle der Geschäftsführer durch den Auftraggeber, sondern die freie, bewusste, pflichtmäßige Hingabe an das durch Geschichte, Staat und Nation schon bestehende Ganze.«¹³ Während der Staatsrechtler Hugo Preuß 1916 bereits die »Umbildung des deutschen Obrigkeitsstaates zum Volksstaat« forderte, weil nur so die künftige »weltpolitische Entfaltung Deutschlands« möglich sei, blieb Troeltsch zunächst noch bei der Feststellung, Deutschland sei »ein Obrigkeitsstaat und nicht ein Volksstaat«.¹⁴ Doch seine Rede über die »Ideen von 1914« konnte nicht mehr darüber hinwegtäuschen, dass der Begriff angesichts der inneren Spannungen der deutschen Kriegsgesellschaft seine Integrationskraft einbüßte, die ihn in den Augen vieler deutscher Intellektueller 1914 noch ausgezeichnet hatte.

Auch bei Troeltsch selbst deutete sich seit Ende 1916 eine kritische Revision seiner früheren Position an. Dieser Prozess wurde durch seinen Wechsel von Heidelberg an die Berliner Universität und die engen Kontakten zu führenden Vertretern von Politik, Wirtschaft und Wissenschaft in der Reichshauptstadt verstärkt. Vor allem die Gründung des Volksbundes für Freiheit und Vaterland 1917, an der Troeltsch maßgeblich beteiligt war, setzte sich entschieden von den annexionistischen Zielen der Deutschen Vaterlandspartei ab und thematisierte innenpolitische Reformen. Dem Maximalprogramm eines Annexionsfriedens hatte Troeltsch nie applaudiert, und ab 1917 gehörte er zu denjenigen, die sich für einen möglichen Verständigungsfrieden mit den Alliierten ein-

setzten und die Machtkonzentration der Dritten Obersten Heeresleitung unter Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff immer kritischer sahen. Unter dem Eindruck seiner Kontakte in der Deutschen Gesellschaft von 1914 und der Mittwochsgesellschaft trat das Motiv des Weltkriegs als Kulturkrieg immer mehr zurück. Stattdessen gewannen Fragen der ökonomischen Zukunft und einer möglichen Verfassungsreform des Kaiserreichs an Bedeutung. Dieses Nebeneinander von patriotischer Überzeugung und politischen Reformvorstellungen war für große Teile des liberalen akademischen Bildungsbürgertums durchaus typisch gewesen. Neu war ab 1917 vor dem Hintergrund der Friedensresolution des Reichstages und der Bildung eines Interfraktionellen Ausschusses zwischen Mehrheitssozialdemokratie, Zentrum und Linksliberalen die massive Polarisierung innerhalb der das Bürgertum repräsentierenden politischen Kräfte. Das zeigte sich im Rahmen der Kriegszieldebatten und des nun von der nationalistischen Rechten erhobenen Defätismus-Vorwurfs – dem Vorläufer der Dolchstoß-Legende 1918 – und der latenten Legitimationskrise des monarchischen Nationalstaates.

Die Trias aus Kriegsende, Niederlage und Revolution sowie der Durchbruch zur demokratischen Republik ließen die bereits um 1916/17 aufscheinenden Unterschiede in der Kriegsdeutung bei Thomas Mann und Ernst Troeltsch unübersehbar hervortreten. Die deutsche Bitte um Waffenstillstandsverhandlungen und das Angebot im Oktober 1918, die besetzten Gebiete zu räumen und den U-Boot-Krieg einzustellen, erschien in Thomas Manns Augen wie ein verhängnisvoller Triumph der von den Westmächten verkörperten demokratischen Werte, die er für Deutschland weiter vehement ablehnte. Am 5. Oktober 1918 vermerkte er in seinem Tagebuch mit Blick auf das Friedensprogramm des amerikanischen Präsidenten: »Ein wenig hart ist es ja, dass es nun an der Weisheit eines Quäkers hängt, ob Deutschland einen Frieden bekommt, der ihm nicht unsterbliche Empörung gegen den Weltlauf ins Blut impft.« Man müsse zwar den »Welttriumph der demokratischen Civilisation auf politischem Gebiet« als eine Tatsache anerkennen. Gehe es aber »um die Erhaltung des deutschen Geistes«, so sei »die Trennung des geistigen und nationalen Lebens vom politischen, die vollkommene Gleichgültigkeit des einen gegen das andere zu

empfehlen«. Das sei auch die Tendenz seiner »Betrachtungen eines Unpolitischen«. Sie richte sich »gegen die Verquickung beider Gebiete, gegen die ›Politisierung‹ Deutschlands im Sinne einer absoluten, auch geistigen Herrschaft des siegreichen demokratisch-civilisatorischen Prinzips in Deutschland«. ¹⁵

Beharrlichkeit des Unpolitischen

Wie viele Angehörige des deutschen Bürgertums glaubte Thomas Mann auch im Oktober 1918 noch daran, dass Deutschland der Sieg in diesem Weltkrieg zustehe. Weil man sich um den Preis für all die Opfer gebracht sah, wirkte der Weg zum demokratischen Volksstaat wie eine von außen aufgezwungene Vorbedingung zum Frieden, wie bloße Demokratie-Rhetorik. Die Folge war eine tiefe Skepsis gegenüber dem Begriff der Politik. Die eigene Gegenwart schien zu erweisen, ein wie schmutziges Geschäft sie war. Am 12. Oktober notierte Mann: »Vorweg anerkannt [...], dass der eigentliche Sieger in diesem Kriege, soweit von einem ›Kriege‹ die Rede sein kann, Deutschland ist, bleibt nichts übrig [...], die Dinge von der Komödienseite zu nehmen und den Sieg der Tugend-Entente für einen Riesen-Humbug zu erklären.« Man müsse der demokratischen Neuen Welt »mit guter Miene« salutieren, handle es sich doch um »einen Weltkomfort, mit dem sich ja wird leben lassen, gesetzt [...] dass Deutschland Rohstoffe bekommt und überhaupt seinen Verdiensten entsprechend behandelt wird«. Ansonsten müsse man »alles Geistige, Nationale, Philosophische von der Politik sauber getrennt und frei« halten, als »etwas hoch darüber sich Abspielendes, was durch den Sieg demokratischer Utilitäten nicht im Geringsten berührt wird«. ¹⁶ In seinen »Betrachtungen eines Unpolitischen« formulierte Mann entsprechend, dass die Politik »roh, pöbelhaft und stupid« mache: »Neid, Frechheit, Begehrlichkeit ist alles, was sie lehrt [...]. Ich will nicht die Parlaments- und Parteiwirtschaft, welche die Verpestung des gesamten nationalen Lebens mit Politik bewirkt [...]. Ich will nicht Politik. Ich will Sachlichkeit, Ordnung und Anstand.« ¹⁷

Doch zeigte sich im Oktober und November 1918 bei dem Schriftsteller auch, wie volatil seine Reaktionen auf die allgemeinen

Erfahrungsumbrüche ausfielen. Angesichts der sich in Deutschland bildenden Arbeiter- und Soldatenräte wandte er sich in einem Brief vom 17. Oktober noch entschieden »gegen die demokratische Einebnung Deutschlands« von außen. Selbst die Männer in der Paulskirche 1848 hätten sich am Ende zu einem kaiserlichen Deutschland bekannt; solange noch ein Kaiser an der Spitze des Staates stehe, sei »das romantische, mittelalterliche Deutschland nicht tot«. Aber den Feinden Deutschlands und den Anhängern der Demokratie gehe es eben um die »Entromantisierung Deutschlands, seine Einreihung in die rationalistische Civilisation«. Der amerikanische Präsident Wilson erschien ihm »wahrhaft fürchterlich«, denn der Diplomat gewinne immer mehr die Überhand über die Philanthropen und man könne eine zunehmende »Heiterkeit und Freude an der Gewalt« bei ihm erkennen. ¹⁸ Doch als nur drei Wochen später die Monarchien in Berlin, München und vielen anderen Orten zusammenbrachen, stellte sich Mann denkbar schnell auf die neuen Verhältnisse ein. Schon am 10. November und unter dem Eindruck eines künftigen Einschlusses von Deutsch-Österreich vermerkte er in seinem Tagebuch: »Die Kaiseridee, der kaiserliche Name war, nach Bismarcks Wort, eine große werbende Kraft im Sinne der deutschen Einigung, vor 50 Jahren. Heute braucht man meiner Überzeugung nach für die Reichseinheit auch ohne Kaiser nicht zu fürchten. Heute ist das Kaisertum ein romantisches Rudiment, das von Wilhelm II. auch in solchem Sinne dargestellt wurde, auf sehr nervöse, rauschhafte u. provozierende Art, und das sich praktisch wirklich erübrigt. Ich wiederhole mir u. anderen, dass der Mangel an Widerstand gegen eine Revolution ihre Legitimität und Natürlichkeit erweist. Ich bin befriedigt von der relativen Ruhe u. Ordnung, mit der vorderhand wenigstens alles sich abspielt. Die deutsche Revolution ist eben die deutsche, wenn auch Revolution. Keine französische Wildheit, keine russisch-kommunistische Trunkenheit.« ¹⁹ Manns auffällige Positionswechsel, die sich ähnlich in vielen bürgerlichen Tagebüchern und Briefen fanden, war Ausdruck einer tiefen Verunsicherung in einer historisch offenen Situation, eines Verlusts von Erwartungssicherheit. Vor diesem Hintergrund suchte Mann den Kern der deutschen Sonderentwicklung, den Charakter des Unpolitischen, über den Umbruch der politischen Formen hinaus zu retten – eine Spätblüte

der Paradigmen aus dem Kulturkrieg von 1914, die vor dem Import der Demokratie schützen und das deutsche Bürgertum vor drohender Nivellierung und Anpassung an die westlichen Gesellschaften bewahren sollte.

Revision des Spectator

In Ernst Troeltschs Augen vergrößerten Kriegsende und Revolution zunächst die kommunikativen und politischen Handlungsspielräume, was mit seiner Vernetzung in zahlreiche Zirkel und seinem persönlichen Ansehen zu tun hatte. Die Revision seiner früheren Positionen setzte sich in den »Spectator-Briefen« und der Hoffnung fort, der Ausgang des Weltkrieges werde auch den Militarismus beenden. Das Übergewicht des Militärischen über das Politische, wie es in der Politik der Dritten Obersten Heeresleitung deutlich geworden war, machte er mitverantwortlich für den Untergang des monarchischen Staates und die Situation Deutschlands. In den Vordergrund rückten angesichts des Kriegsausgangs die Stabilisierung der neuen demokratischen Republik und die Aussöhnung des Bürgertums mit ihr, gerade weil es sich als der eigentliche Träger und Garant des 1871 begründeten Nationalstaates empfunden hatte. Während Thomas Mann in der Demokratie westlichen Zuschnitts weiterhin eine undeutsche Staatsform erkannte, wählte Troeltsch – und mit ihm Walter Rathenau – 1919 ausdrücklich die Bezeichnung »Demokratischer Volksbund«, um ganz in der Tradition der bürgerlichen Sammlungspolitik einen politischen Neuanfang unter republikanischen Zeichen zu markieren. Ihr Ziel bestand in der Zusammenfassung aller bürgerlichen Reformkräfte unter Einbeziehung der Mehrheits-Sozialdemokraten, um die politischen Extreme von links und rechts abzuwehren.

Troeltsch setzte zugleich auf eine geistige Regeneration. Zu Beginn der Verfassungsberatungen der Nationalversammlung in Weimar betonte er: »Das Werk Bismarcks muss erneuert und ersetzt werden, ohne den Hintergrund einer starken, realen Macht, ganz wesentlich mit Hilfe rein ideeller Kraftquellen.« Deutschland sei von einer neuen »Fülle der Gegensätze« bedroht, die an die

Situation nach 1648 erinnere, und die nur im Zeichen einer Anknüpfung an die positiven Ideale von 1848 und deren konsequenter Weiterentwicklung überwunden werden könne.²⁰ »Über Nacht« sei Deutschland »zur radikalsten Demokratie Europas« geworden, so Troeltsch in einem Vortrag vor dem Demokratischen Studentenbund am 16. Dezember 1918. Doch habe sich dieser Prozess nicht allein aus dem Zusammenhang von Kriegsniederlage und Revolution ergeben, sondern sei wesentlich die Konsequenz langfristiger Strukturveränderungen: »Die Demokratie ist die natürliche Konsequenz der modernen Bevölkerungsdichtigkeit, verbunden mit der zu ihrer Ernährung notwendigen Volksbildung, Industrialisierung, Mobilisierung, Wehrhaftmachung und Politisierung.« Die Anläufe zu einer deutschen Variante der bolschewikischen Revolution lehnte er vehement ab und plädierte dafür, die politischen Ideale des Liberalismus von 1848 im Hinblick auf die neu eingetretene Situation zur sozialen Demokratie fortzuentwickeln. Denn die Demokratie sei heute »das einzige Mittel, die umgekehrte Klassenherrschaft, die Herrschaft des Proletariats, in die Bahnen einer gesunden und gerechten Staatsbildung hineinzuführen und den gesunden Kern eines staatserhaltenden Sozialismus zu retten«. Die Demokratie sei in Deutschland eben kein bloßes »Erzeugnis der Doktrin«, sondern ein »Ausdruck der wirklichen gesellschaftlichen, durch Krieg und Niederlage klar aufgedeckten und wirksam gewordenen Sachlage«. Das aber bedeute, dass »sie anders als die rein bürgerliche Demokratie von 1848 nicht auf Verwirklichung von bloßen politischen Formen ausgehen kann und darf, sondern zugleich ein beginnender Umbau der sozialen Ordnung sein muss.«²¹

Ausdrücklich wies Troeltsch dabei auf das Vorbild der Vereinigten Staaten hin, wo eine Synthese aus demokratischen und konservativen Elementen gelungen sei, deren religiösen Ursprung er besonders hervorhob: »So ist hier eine radikale Demokratie vereinigt mit der vollen Freiheit einer äußerst konservativen Sitte und einem aus eigenen Quellen sich nährenden geistigen Leben [...]. Erleichtert ist das den Amerikanern allerdings durch den Puritanismus, der eine der Wurzeln ihrer Existenz bildet und die Heiligung demokratischer Ideen aus sich heraus ohne Schwierigkeit vollziehen konnte.« Im Blick auf diese Synthese, die er auch in Großbri-

tannien erkannte, fügte Troeltsch seine eigene Hoffnung hinzu: »So wird es auch bei uns werden können und müssen. Auch unsre klassische Geisteswelt bietet Verbindungslinien zu einer geistig-ethischen Auffassung der Demokratie genug.«²²

Der historische Moment

Von solchen Überlegungen war Thomas Mann 1918/19 noch weit entfernt. Und doch entstand aus den Umbrüchen am Kriegsende auch eine Verbindung zwischen ihm und Troeltsch. Zunächst hatte dies mit dem Ende alter Gewissheiten, der kontroversen Aufarbeitung des deutschen Anteils am Kulturkrieg der Intellektuellen und mit dem Eindruck zu tun, welche Chancen in der Offenheit des historischen Moments steckten. Troeltsch beobachtete im Frühjahr 1919 als aufmerksamer Chronist in Berlin die Zeitläufe: Kriegsende und Revolution, das »Traumland der Waffenstillstandspériode, wo jeder sich ohne die Bedingungen und realen Schlussfolgerungen des bevorstehenden Friedens die Zukunft phantastisch, pessimistisch oder heroisch ausmalen konnte«, und die vielfältigen Hoffnungen, die sich seit Januar 1919 auf die Friedenskonferenz in Paris konzentrierten.²³ Innenpolitisch setzte er seine Hoffnungen jetzt ganz anders als 1914 auf den »guten Kern des Sozialismus und das auch durch keine Restauration aufhaltbare Drängen zur Demokratie«. Doch machte er sich über die Konsequenzen der durch Krieg, Demobilisierung und Reparationen ausgelösten wirtschaftlichen Krise keine Illusionen. Wie wenige andere Zeitgenossen spürte Troeltsch dabei dem Zusammenhang zwischen politischer und wirtschaftlicher Entwicklung nach, dem Durchbruch zur Massendemokratie und den Bedingungen eines globalen Kapitalismus. Die Gegenwart sah er gekennzeichnet durch viele »unsichere Rechnungen, von der Entwicklung des ›Völkerbundes‹ und der Weltrationierung der Rohstoffe, sowie von der Gestaltung der Lohnverhältnisse«. Angesichts des Nebeneinanders und der globalen Verflechtung so vieler Ereignisse formulierte er im Februar 1919 das Leitmotiv dieser Monate nach dem Ende des Krieges: »Die ganze Welt wird anders.«²⁴ Dieses Gefühl einer Gegenwart, die in Bewegung geraten war und sich einer einfachen Definition

entzog, wurde nach dem Herbst 1918 auch zu einem Leitmotiv bei Thomas Mann. So dachte er im Mai 1921 in seinem Tagebuch über die »Gleichzeitigkeit der Dinge, des geteilten Lebens, des ›Unterdessen‹« nach. »Ein Film wäre zu entwerfen mit dem Titel ›Die Fülle der Zeit‹.«²⁵ Diese »Fülle« war eine Chiffre für das zeitliche Zusammenfallen von Ereignissen, die ihre eigene Vorgeschichte und Dynamik besaßen.

Über diese gemeinsame Zeiterfahrung hinaus bot Troeltsch einen inhaltlichen Anknüpfungspunkt für viele deutsche Intellektuelle, die seit dem Sommer 1914 wie Thomas Mann am Kulturkrieg teilgenommen hatten, indem er die Abschottung des deutschen Idealismus und deutscher Kultur gegenüber westeuropäischer Zivilisation zu überwinden suchte. Den Ausgangspunkt dafür markierte das Bekenntnis zum historischen Entwicklungsprozess und damit auch zu Verflechtungen zwischen nationalen Entwicklungen. Der Sinn historischer Prozesse lag für ihn nun wesentlich darin, zum Verständnis der spannungsreichen Gegenwart beizutragen. Geschichte war kein Selbstzweck – und das schloss den aus der historistischen Methode hervorgegangenen Wertrelativismus aus. Der Auflösung der Wirklichkeitsbereiche von Staat, Recht, Moral, Religion und Kunst »in dem Fluss des historischen Werdens« und ihre Reduzierung zu bloßen geschichtlichen Restbeständen setzte Troeltsch das Ideal einer kreativen Kultursynthese entgegen.²⁶ Damit antwortete Troeltsch zugleich konträr auf die Verfallsdeutung in Oswald Spenglers *Der Untergang des Abendlandes*, die nicht zuletzt in weiten Teilen des Bürgertums einen enormen Erfolg erzielte. Die suggestive Niedergangsmetaphorik erlaubte es, die eigene schmerzvolle Erfahrung des November 1918 in einen größeren zivilisationshistorischen Zusammenhang zu stellen – und sie begrenzte die positive Identifikation mit der neuen Demokratie.

Troeltschs Ziel blieb dabei die Versöhnung des deutschen Bürgertums mit der demokratischen Republik: aus dem Verständnis der europäischen Kulturgeschichte und durch die Übersetzung eines daraus abgeleiteten europäischen Ethos in die Sphäre der politischen und gesellschaftlichen Systemstabilisierung. Damit könne, so seine Hoffnung, ein integrativer Wertekonsens entstehen, der die mit dem Untergang des monarchischen Nationalstaates von 1871 aufgerissene Deutungslücke wenn nicht schließen, so zumin-

dest überbrücken könne. Seine Geschichtsvorstellung setzte jetzt auf einen als »europäisch« begriffenen Ethos und nicht mehr auf die Ethnisierung des Kulturbegriffs. Wo es während des Krieges um die Distanzierung deutscher Kultur und Freiheit von der westeuropäischen Aufklärung gegangen war, stand jetzt der Versuch, transnationale Verflechtungen zu synthetisieren. Dem galt vor allem Troeltschs programmatische Grundschrift über »Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik« von 1922. In ihr betonte er als historische Sedimente einer europäischen Kulturgeschichte das christliche Naturrecht sowie den Humanitäts- und Fortschrittsbegriff der Aufklärung, der sich in der »Idee der Menschenrechte« äußere, »die nicht vom Staat verliehen werden, sondern ihm und aller Gesellschaft selbst als ideale Voraussetzungen dienen«.²⁷ Zu Troeltschs geschichtspolitischer Überwindung der »Ideen von 1914« gehörte nunmehr die programmatische Öffnung gegenüber dem westeuropäischen Denken, die er als eine Rückkehr zu den positiven Wurzeln des deutschen Idealismus begriff.

Trotz Troeltschs frühem Tod im Februar 1923 blieb dieses Programm einer Kultursynthese nicht ohne Wirkung. Es war gerade Thomas Mann, der Troeltschs posthum publizierte Schrift 1923 emphatisch als pädagogisches Programm würdigte. Sie begnüge sich nicht damit, »den Unterschied des deutschen politisch-geschichtlich-moralischen Denkens gegenüber dem westeuropäisch-amerikanischen – kurz gesagt also den Gegensatz zwischen der Ideenwelt der deutsch-romantischen Gegenrevolution und der älteren bürgerlich-konservativ-revolutionären des Naturrechts, der Humanität und des Fortschritts mit bewunderungswürdiger Präzision aufzuzeigen [...] Mit überzeugender Wärme propagiert sie das historische Erfordernis einer Wiederannäherung des deutschen Gedankens an den mit bestimmten religiösen und ideologischen Elementen unseres Kulturkreises unlöslich verbundenen westeuropäischen.« Mit selbstkritischer Ironie fügte der Verfasser der »Betrachtungen eines Unpolitischen« hinzu: »Was [...] hier von einem gelehrten Denker mit stärkender Bestimmtheit ausgesprochen wurde, das war, gefühlswise, als dunkle Gewissensregung, seit Jahr und Tag in manchem Deutschen lebendig gewesen – in solchen vielleicht sogar, die im Zauberberge des romantischen Ästhetizismus recht lange und gründlich geweilt – und hatte zu

Bekanntnissen geführt, die von einer Zukunftslosigkeit, die sich treu dünkt, als Zeugnis des Überläufertums und der Gesinnungslumperei übel begrüßt worden waren.«²⁸ 1923 konnte sich Mann auf diesen Gedanken einer universellen Humanität einlassen und bezeichnete sich nun als »Vernunftrepublikaner«. Diese Selbstbezeichnung er wurde eine wichtige Station auf dem komplizierten Weg, auf dem Thomas Mann schließlich zur demokratischen Republik fand, die er 1933 und im Exil vehement verteidigen sollte.

Thomas Mann und Ernst Troeltsch im Ersten Weltkrieg markierten Ähnlichkeit im Zeichen des Kulturkrieges, Trennung der Wege ab 1916/17 und schließlich eine Annäherung im Zeichen einer kritischen Revision der »Ideen von 1914« am Beginn der 1920er Jahre. Aus der Perspektive dieser beiden Wege im Krieg und über ihn hinaus wird exemplarisch das Spannungsfeld erkennbar, in dem die Annäherung bürgerlicher Deutungseliten in Deutschland an Demokratie und Republik stattfand. Es umfasste den Anspruch auf historische Besonderheit, auf legitime Abgrenzung vom Westen, auf eine eigene deutsche Moderne, aber ebenso nach 1918 auf die Möglichkeit der Kultursynthese und des Blicks auf Verflechtungen. Vor allem offenbaren beide Biographien den konstitutiven Zusammenhang zwischen kulturhistorischen Deutungen im weitesten Sinne und der Suche nach politischer Selbstvergewisserung. In einer Phase dynamischer Umbrüche allerdings konnte man sich fragen, wie lange neue Ordnungsentwürfe oder überkommene Beschwörungsformeln überhaupt noch gelten konnten. Im Gedicht von F.W. Bernstein heißt es

»Der Untergang des Abendlandes.
G'rad war's noch da, doch dann verschwand es.«

- 1 Thomas Mann, »Gedanken im Kriege« (November 1914), in: ders., *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe*, Bd. 15/1: *Essays II 1914-1926*, hg. von Hermann Kurzke, Frankfurt am Main 2002, 137-141, hier 139-140.
- 2 Karl Hampe, *Kriegstagebuch 1914-1919*, hg. von Folker Reichert und Eike Wolgast, 2. Aufl. München 2007, 2. August 1914, 97-99.

- 3 Ernst Troeltsch, »Das Neunzehnte Jahrhundert« (1913), in: ders., *Gesammelte Werke, Bd. 4: Aufsätze zur Geistesgeschichte und Religionssoziologie*, hg. von Hans Baron, Tübingen 1925, 614-649, hier 633.
- 4 Ernst Troeltsch, »Nach der Erklärung der Mobilmachung, 2. August 1914«, in: *Politische Reden, Bd. 3: 1914-1945*, hg. von Peter Wende, Frankfurt am Main 1994, 9-19, hier 10-12.
- 5 Ebenda, 15-18.
- 6 Thomas Mann, »Gedanken im Kriege«, 27 und 31.
- 7 Ebenda, 37.
- 8 Ebenda, 37-38.
- 9 Ebenda, 107 und 115.
- 10 Heinrich Mann, »Zola«, in: ders., *Essays und Publizistik, Bd. 2: Oktober 1904 bis Oktober 1918*, hg. von Manfred Hahn unter Mitarbeit von Anne Flierl und Wolfgang Klein, Bielefeld 2012, 147-208, hier 179-180.
- 11 Thomas Mann, »Weltfrieden?« (27. Dezember 1917), in: ders., *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 15/1, 212-215*, hier 212.
- 12 Ernst Troeltsch, »Die Ideen von 1914« (1916), in: ders., *Deutscher Geist und Westeuropa. Gesammelte kulturphilosophische Aufsätze und Reden*, hg. von Hans Baron, Tübingen 1925, 50.
- 13 Ernst Troeltsch, »Die deutsche Idee von der Freiheit« (1916), in: ebenda, 94.
- 14 Hugo Preuß, *Das deutsche Volk und die Politik*, Jena 1915, 182; Ernst Troeltsch, *Deutsche Zukunft*, Berlin 1916, 20.
- 15 Thomas Mann, *Tagebücher 1918-1921*, hg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt am Main 1979, 5. Oktober 1918, 24-25.
- 16 Ebenda, 12. Oktober 1918, 31.
- 17 Thomas Mann, »Betrachtungen eines Unpolitischen« (1918), in: ders., *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 12/1*, hg. von Hermann Kurzke, Frankfurt am Main 2009, 251-253.
- 18 Thomas Mann, *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 22: Briefe II, 1914-1923*, hg. von Thomas Sprecher, Frankfurt am Main 2004, 260-261.
- 19 Mann, *Tagebücher 1918-1921*, 10. November 1918, 66-67.
- 20 Ernst Troeltsch, »Nationalgefühl« (Februar 1919), in: ders., *Kritische Gesamtausgabe, Bd. 15, 55-59*, hier 56 und 59.
- 21 Ders., »Demokratie« (August 1919), in: ebenda, S. 207-224, hier 211, 215 und 219.
- 22 Ebenda, 222.
- 23 Troeltsch, »Entscheidung« (Juli 1919), in: ebenda, 131.
- 24 Ders., »Rück- und Umblick« (Februar 1919), in: ebenda, 57-58.
- 25 Mann, *Tagebücher 1918-1921*, 19. Mai 1921, 519.
- 26 Ernst Troeltsch, »Die Krisis des Historismus« (Juni 1922), in: ders., *Kritische Gesamtausgabe, Bd. 15, 433-555*.
- 27 Ernst Troeltsch, »Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik« (April 1923), in: ders., *Kritische Gesamtausgabe, Bd. 15, 477-512*.
- 28 Thomas Mann, »Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik«, in: *Frankfurter Zeitung*, 25. Dezember 1923.

ISABEL HEINEMANN

Margaret Sanger und die Geburt der Geburtenkontrolle

»Ich begann meinen Kampf vor etwa vierzig Jahren. Die Frauen und Mütter, denen ich helfen wollte, wollten auch mich unterstützen. Auch sie wollten etwas schaffen, das über ihre unmittelbare Existenz hinausging, nämlich gesunde Kinder, die sie zu glücklichen und nützlichen Bürgern erziehen wollten. Ich hingegen hielt es für meine Pflicht, dafür zu sorgen, dass Mutterschaft mehr sein konnte als lediglich Versklavung oder Zufall.«¹

Als Margaret Sanger im November 1953 in der Radioshow *This I believe* des populären Moderators Edward R. Murrow auftrat, war sie sich ihrer welthistorischen Bedeutung sehr wohl bewusst. Die damals 74-jährige Pionierin der Geburtenkontrolle war seit einem Jahr Vorsitzende der International Planned Parenthood Federation (IPPF) und schon sechs Mal für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen worden. Bis 1963 sollten es insgesamt 31 Nominierungen werden, erhalten hat sie diesen Preis jedoch nie. Sie selbst hatte bereits zwei Autobiographien verfasst, von denen eine den bezeichnenden Titel *My Fight for Birth Control* trug. Zudem ließ sie den jungen Harvard-Absolventen Lawrence Lader seit 1953 an einer offiziellen Biographie arbeiten, die 1955 als *The Margaret Sanger Story* erscheinen sollte. Für Murrows Show stellte Sanger ihr Leben unter das Motto »build beyond thyself« – für sie hieß das nichts weniger als durch die Verbreitung von Wissen über Geburtenkontrolle und Familienplanung die Zukunft der Menschheit zu sichern: »Meine Interessen haben sich von lokalen Bedingungen und Bedürfnissen zu einem weltweiten Horizont entwickelt, wo Friede auf Erden erreicht werden kann durch Kinder, die gewollt sind, noch bevor sie empfangen werden.« Für Sanger waren die Einhegung des globalen Bevölkerungswachstums und die Ausdehnung der Handlungsspielräume von Frauen durch Wissen untrennbar miteinander verknüpft. Anders als viele ihrer männlichen Kollegen